

Guido Baltes:

„Ich will dich zu einem Volk machen“ – Individualität und Gemeinschaft zwischen Zwang und Beliebigkeit

Es gehört zu den verbreiteten Mythen der Neuzeit, dass die Entdeckung des Individuums eine Errungenschaft der Moderne oder der Aufklärung sei, während der Mensch vorher nur als eine Art Herdentier in der anonymen Masse des Kollektivs durch sein Leben getrottet sei. Kenner antiker Literatur und biblischer Traditionen hatten es allerdings schon immer schwer, das zu glauben. Denn nicht nur die Erzählungen der Bibel, sondern auch die Werke antiker Philosophen, die großen Dramen des klassischen Altertums und auch die darauf folgenden Jahrhunderte der Welt- und Literaturgeschichte sind voll mit Beispielen von Menschen, die als Individuen handeln und sich von der großen Masse unterscheiden, Menschen, die ihren Lebensweg selbständig wählen und gestalten und dennoch immer auch in Beziehung zu anderen bleiben und Teil einer größeren Gemeinschaft sind oder werden. So neu, wie manchmal angenommen, ist das Konzept von Individualität also nicht.

Die Individualisierung der Wahrheit

Was also änderte sich mit dem Beginn der Moderne? In philosophischer Hinsicht rückten in der Tat das Individuum und seine subjektive Perspektive vom Rand ins Zentrum der Weltsicht: In der Nachfolge des französischen Philosophen René Descartes (1596-1650) wurde Wahrheit nicht mehr als etwas Objektives verstanden, das vom Einzelnen durch Forschen und Glauben erkannt oder entdeckt werden konnte, sondern als wahr galt fortan nur das, was der Einzelne subjektiv „wahr-nehmen“ und beweisen konnte. Durch diese „kartesianische Wende“ und die damit verbundene Verschiebung des Wahrheitsbegriffs bekam das Individuum plötzlich eine ungleich höhere Bedeutung als zuvor: Der Einzelne wurde zum Zentrum der erkennbaren Welt und damit zum Maßstab für das, was Wahrheit und was Irrtum, was real und was nur eingebildet ist.

Die Freiheit der Wahl

Individualität ist in der Moderne aber auch deshalb bedeutsamer geworden, weil sich ganz praktisch die Wahl- und Handlungsfreiheit des Einzelnen vergrößerte: Durch die Reformation und die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts wurde etwa Religion mehr und mehr zu einer Entscheidung des Einzelnen. War die Welt bis ins Jahr 1500 mehr oder weniger aufgeteilt in einen katholischen Westen, einen orthodoxen Osten, einen muslimischen Orient und irgendwo dahinter liegende „heidnische“ Erdteile, so splitterte Europa sich nun auf in viele einzelne Städte und Regionen, in denen jeweils eine andere Konfession und damit eine andere Definition von Wahrheit herrschte. Plötzlich hatte man die Wahl, sich je nach Überzeugung einer anderen Gruppe anzuschließen, ohne damit sein Leben zu riskieren. Diese neue Freiheit breitete sich bald auch in andere Bereiche des Lebens aus: Individuelle Bürgerrechte, die Freiheit des Handels, aber auch Industrialisierung, Verbesserung von Infrastruktur und neue Wege der Kommunikation schufen immer größere Freiräume, den individuellen Lebensweg zu gehen und sich aus den Vorgaben zu lösen, in die hinein man geboren wurde: etwa bei der Partnerwahl, der Berufswahl oder der Wahl des Wohnsitzes. In diesem Punkt ermöglichte die Moderne in der Tat eine Individualität, die vorher das Privileg einiger weniger gewesen war. Und das ist eine Entwicklung, für die wir dankbar sein können. Wir sollten nicht versuchen, sie zurückzuschrauben.

Die Kehrseiten der Individualität

Wie jede gute Entwicklung, so hat aber auch diese natürlich ihre Kehrseiten: Egoismus und übersteigerter Individualismus leben davon, dass ich die Freiheit habe, nur das zu tun, was ich will, was mir Spaß macht, was mir gefällt oder was mir nützt – auch wenn es auf Kosten von anderen ist oder wenn es die Zerstörung von Gemeinschaft und Beziehungen bedeutet.

Die neu gewonnene Freiheit kann man also verantwortlich nutzen oder auch missbrauchen: So wurden Kapitalismus und Industrialisierung von vielen als ein Segen der Moderne empfunden, weil sie einen höheren Lebensstandard sowie technischen und medizinischen Fortschritt mit sich brachten. Gleichzeitig führte der freie und unregelmäßige Wettbewerb der unternehmerischen Einzelkämpfer aber auch zu Massenverarmung und sozialen Nöten in den großen Städten, die es vorher in diesem Ausmaß nicht gegeben hatte. Die Zersplitterung Europas in Nationalstaaten und zwei daraus resultierende Weltkriege zählen ebenfalls zu den Kehrseiten einer zunehmenden Individualisierung. Und auch hinter modernen Slogans wie „America first“ oder „Deutschland den Deutschen“ steht letztlich die moderne Grundhaltung des „Ich zuerst“.

Eine zunehmende Individualisierung führt eben, wenn sie nicht durch den Willen zu Gemeinschaft und Gemeinsamkeit ergänzt wird, zu einer zunehmenden Vereinzelung: Wer in den 80er Jahren nur drei Fernsehkanäle zur Auswahl hatte, der hatte beim Fernsehkonsum zwar wenig Spielraum für Individualität, dafür aber am nächsten Tag viele Freunde, mit denen er sich über das Gesehene austauschen konnte. 300 Kanäle bringen uns natürlich mehr Individualität. Dafür aber haben wir dann auch niemanden mehr, mit dem wir darüber reden können. Natürlich: Auch in einer derart fragmentierten Welt finden wir immer noch eine Handvoll Gleichgesinnte, die die gleichen Erfahrungen, den gleichen Geschmack und den gleichen Musikstil mit uns teilen und mit denen wir uns verabreden können, eine Serie unserer Wahl gemeinsam anzuschauen. Aber die Blase, innerhalb derer man solche Erfahrungen teilt und in der man Seinesgleichen findet, wird immer kleiner. Gleichzeitig steigt die Anzahl der unterschiedlichen Blasen immer weiter an ebenso wie ihre Entfernung von einander. Die Kehrseite ungebremster Individualität ist deshalb nicht nur die Vereinzelung, sondern die zunehmende Entfremdung voneinander.

Ein Blick in die Bibel

Am Beginn der großen Erzählung von Gott und seinem Volk in der Bibel steht die Berufung Abrahams. Sie bildet den Ausgangspunkt der biblischen Geschichte, formuliert aber gleichzeitig auch das Ziel, das Gott mit dieser Geschichte verfolgt:

Und der HERR sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden. (Genesis 12,1-3)

In diesen wenigen Sätzen wird eine große Linie gezeichnet, die sich von der Berufung Abrahams durch die ganze Bibel hindurchzieht. Gott ruft einen einzelnen Menschen aus seiner Gemeinschaft heraus – um ihn dann wieder zu einer Gemeinschaft zu machen. Abraham soll seine Familie und seine vertraute Umgebung verlassen, um in einem neuen Land wieder zu einem Volk zu werden. Gemeinschaft ist also sowohl die Herkunft als auch das Ziel für Gottes Weg mit dem Menschen. Damit diese von Gott gewollte neue Gemeinschaft aber entstehen kann, muss der Einzelne zunächst seine Individualität entdecken und als Individuum leben und handeln lernen.

Individuum werden heißt, mich aus dem Trott oder dem Zwang der Gruppe lösen zu können und einen eigenständigen Weg zu gehen. Nicht nur das zu machen, was alle machen, eben weil es alle machen. Nicht nur das zu sagen, was alle sagen, weil es bei allen gut ankommt. Nicht nur das zu tun, was mir vorgeschrieben wird, weil ich keine andere Wahl oder Angst vor Strafe habe. Sondern selbst zu entscheiden und zu wählen, was ich tun, sagen und sein will. Mündig, selbständig und individuell.

Individualität ist also immer schon eine Antwort und Reaktion auf eine Gemeinschaft oder Gruppe, zu der ich gehöre. Gott ruft den Einzelnen deshalb immer aus einer Gemeinschaft

heraus, zu der er schon gehört. Aber er ruft nicht in die Vereinzelung, sondern wieder hinein in Gemeinschaft. Aber diesmal in eine Gemeinschaft neuer Qualität. In Begriffen der Entwicklungspsychologie gesprochen, geht ein Mensch, der sich im Leben gesund entwickelt, den Weg vom anfänglichen Urvertrauen gegenüber der Herkunftsfamilie, über Abgrenzung, Autonomie und Initiative wieder hin zu Intimität und Solidarität. Wird der Schritt in die Autonomie nicht bewältigt, droht das Ersticken in falschen Scham- und Schuldgefühlen. Wird jedoch dann der nächste Schritt, hin zu Intimität und Solidarität, nicht bewältigt, dann drohen Isolation, Selbstabsorption und Verzweiflung.

Gemeinschaft als das große Ziel

Gemeinschaft ist also nicht nur der Ausgangspunkt für Gottes Handeln mit dem Einzelnen: Sie ist auch die Zielbeschreibung. Gott beruft Abraham, um ihn „zu einem Volk zu machen“. Gottes großes Ziel ist also die Schaffung einer Gemeinschaft. Das ist ein wichtiges Detail dieser Erzählung, das uns im Christentum moderner westlicher Prägung leicht entgeht. Die Kernfrage Martin Luthers lautete bekanntlich: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ Die Kernfrage der auf die Reformation folgenden Erweckungszeit lautete: „Hast du den Herrn Jesus als deinen persönlichen Herrn und Heiland angenommen?“ Und auch in der aktuellen Lobpreisliederkultur steht das „Ich“ oft im Vordergrund: „Mein Jesus, mein Retter“, heißt es da oder: „mein Freudeschenker, mein Heimatgeber, mein Glücksmacher, mein Schuldvergeber“, und die Größe Gottes besteht vor allem darin, dass er die höchsten Berge erklimmt, die dunkelsten Winkel erleuchtet und die dicksten Mauern einreißt, nur um mich zu finden. Das große Ziel Gottes wäre dann also meine Errettung oder mein Lebensglück. Oder vielleicht auch, um es etwas weniger egoistisch zu formulieren, die Errettung und das Glück jedes anderen einzelnen Menschen.

Folgt man allerdings der großen Linie, die in der Berufung Abrahams gezeichnet wird, dann ist nicht die Errettung und das Glück des Einzelnen, sondern die Entstehung einer Gemeinschaft das große Ziel Gottes. Dazu beruft und errettet er Einzelne. Ihre Berufung besteht aber darin, ein Volk zu werden: Gottes Volk. Nicht der oder die Einzelne, sondern die Gemeinschaft steht am Ende des Weges. Dabei geht es natürlich nicht darum, das eine gegen das andere auszuspielen: Weder ist der Einzelne wichtiger als die Gemeinschaft, noch ist die Gemeinschaft wichtiger als der Einzelne. Vielmehr kann man beides nicht unabhängig voneinander haben: Individualität ist in der Bibel nichts Negatives. Im Gegenteil. Sie ist von Gott gewollt und wird durch ihn erst ermöglicht. Aber sie ist nicht das Endziel, sondern ein notwendiger Schritt auf dem Weg zu diesem Ziel. Das Ziel aber ist Gemeinschaft.

Das Bild vom brennenden Holzsplit

Ich bin als Christ mit einem anderen Bild von Gemeinschaft groß geworden, und dieses Bild begegnet mir immer noch sehr oft innerhalb der christlichen Welt um mich herum. Auf die Frage, warum ich in eine Gemeinde oder Kirche gehen sollte, bekam ich oft die folgende Erklärung: Ein Christ, der sich zu Jesus bekehrt hat, ist wie ein Holzsplit, der in Brand gesteckt wurde. Er kann eine Zeitlang für sich alleine brennen, aber am Ende wird er wieder verlöschen. Nur wenn man ihn ins Feuer legt, zu den anderen Holzspliten, dann brennt er auch weiter. Auf den ersten Blick ein nettes Bild für die Notwendigkeit von Gemeinschaft: Du brauchst die anderen, ohne sie kannst du nicht leben. Und nur in der Gemeinde findest du die notwendige Nahrung, um deine Beziehung zu Jesus lebendig zu halten. Bilder von der sonntäglichen „Tankstelle“ unterstützten diese Sichtweise.

Blickt man jedoch genauer hin, ist das Bild vom Holzsplit schief. Und es ist nicht das Bild, das die Bibel von der Gemeinde zeichnet. Es ist viel eher ein Spiegelbild der modernen Weltsicht: Denn auch bei diesem Bild geht es am Ende um die Verwirklichung des Einzelnen. Gemeinschaft ist nur eine Hilfe auf diesem Weg. „Ich“ brauche das Feuer, um überleben zu können. Das Feuer soll „mich“ am Brennen halten. Das ist das Bild von Gemeinde im Vereinsdenken der frühen Aufklärungszeit: Individuen schließen sich zu einem Verein oder

Verband zusammen, wenn sie gemeinsame Ziele verfolgen oder wenn ihnen der Zusammenschluss einen Vorteil bringt. Es ist kein historischer Zufall, dass die meisten großen Freikirchen ihren Ursprung in dem gleichen Umfeld haben, in dem zwischen 1700 und 1800 in England die „Clubs“ und in Deutschland das Vereinswesen entstanden: freiwillige Zusammenschlüsse von Gleichgesinnten, die einen gemeinsamen Zweck verfolgten, ein gemeinsames Hobby pflegten oder eine gemeinsame politische Ansicht vertraten.

Gemeinde als Zusatzoption

Wird dieses Modell des Vereins auf die christliche Gemeinde übertragen, dann ist die Gemeinde eine Art freiwillige Ergänzung zum „eigentlichen“ Christenleben. Ein „Angebot“, das man eigentlich nur dann braucht, wenn es dem Einzelnen etwas Attraktives zu bieten hat: Wenn man allein nicht überleben kann. Wenn man die Gesellschaft von Gleichgesinnten sucht oder wenn man die anderen braucht für etwas, was man allein nicht hinkriegt. Gemeinde wird so zu einer Option, einem „Add-On“, einer Wahlmöglichkeit unter vielen.

Und gerade in einer Zeit der unendlichen Wahlmöglichkeiten und Optionen ist Gemeinde immer häufiger eine Option, die nicht mehr gewählt wird, weil sie nicht benötigt wird. Das Bild vom brennenden Holzstapel oder von der Tankstelle greift im Zeitalter der weltweiten online-Vernetzung nicht mehr. Denn Feuer, das mich nährt und am Leben hält, bekomme ich auch woanders: Predigten und andere geistliche Impulse sind über das Internet weitaus komfortabler und meist qualitativ hochwertiger erhältlich als in der Gemeinde vor Ort. Die Musik ist auch auf Youtube besser. Und vor allem kann ich sie nach meinem Geschmack auswählen. Freunde habe ich auch außerhalb der Gemeinde, meistens sogar bessere und engere. Und die Leute in der Gemeinde, die nicht meine Freunde sind, sind ja doch eher eine Belastung als eine Unterstützung. Besser geht es mir also, wenn ich nicht für die Gemeinde, sondern für meine echten Freunde, meine Wunschpredigt und meine Lieblingsmusik optiere. Wenn mir Gemeinde nichts mehr bringt, wird sie zur toten Tradition oder zum gesetzlichen Zwang. Beides ist doch sicher nicht von Gott gewollt, sagt man sich dann. Und so erleben wir derzeit einen deutlichen Trend zur Gemeindelosigkeit oder zumindest zum Gemeinde-Nomadentum.

Der Wunsch nach Gemeinschaft und die Angst vor Verbindlichkeit

Gleichzeitig sehnen wir uns allerdings nach echter Gemeinschaft, finden sie aber immer seltener: Menschen, die in eine neue Stadt ziehen, brauchen oft Monate oder Jahre, um eine christliche Gemeinde zu finden, die „zu ihnen passt“. Die Auswahl wird dank immer neuer Gemeinde-Startups zwar immer größer und auch vielfältiger. Dennoch wird es immer schwerer, genau das zu finden, was zum eigenen, individuellen Anforderungs- und Erwartungsprofil passt. „Echte“ Gemeinschaft dagegen erlebe ich eben nur noch da, wo alles so ist, wie es mir entspricht. Das funktioniert oft nur im kleinen Kreis meiner besten Freunde. Oder es funktioniert punktuell und für den Moment: ein Gemeindegang hier, ein Spieleabend dort, ein Musikevent da, eine Konferenz woanders. Begrenzte Gemeinschaft auf Zeit und unter bestimmten Bedingungen. Aber bitte nichts, was mich auf Dauer verpflichtet oder bindet. Denn dann, so fürchtet man, könnte ich an Individualität oder Authentizität verlieren.

Von der Individualität zum Individualismus

Auch hier sollte man nun nicht den Fehler machen, einen übertriebenen Individualismus zum Anlass zu nehmen, die Individualität zu verteufeln: Zunächst einmal ist es ein wichtiger und notwendiger Schritt, dass jeder Mensch seinen eigenen, selbstbestimmten Weg zum Glauben und zu Gott findet und auch wählt. Die Zeiten, in denen Menschen in eine Kirche oder Gemeinde hineingezwungen wurden, nur weil die Eltern es so wollten, sind glücklicherweise vorbei. Ebenso sind es die Zeiten, in der die Entscheidung des Einzelnen für den christlichen Glauben kaum eine Rolle spielte, weil dieser durch Tradition und Kultur quasi alternativlos als Lebensweg vorgegeben war. Die Aufklärung hat hier ein neues Bewusstsein dafür geschaffen, dass Glauben schon in der Bibel immer (auch) eine Sache des Einzelnen war: So wie Abraham

ist jeder Glaubende von Gott gerufen, aus der Masse herauszutreten und den Weg des Glaubens selbständig zu gehen. Deswegen wurden der „Ruf zur Entscheidung“ und die persönliche Bekehrung des Einzelnen gerade im Zeitalter der Moderne zu Recht zu einem zentralen Motiv missionarischer Arbeit.

Die Freiheit des Einzelnen, seinen Glauben selbst zu wählen und auch über den Grad der Verbindlichkeit gegenüber einer Gemeinschaft frei zu entscheiden, ist eine Errungenschaft der Moderne, für die wir dankbar sein und hinter die wir nicht zurückgehen sollten. Die Frage, die sich jedoch heute stellt, ist, ob wir bei dieser Errungenschaft stehen bleiben: Ob also die neu gewonnene Individualität zwangsläufig zu einem christlichen Individualismus führt, in dem Gemeinschaft als eine überflüssige Option betrachtet wird. Steht am Ende der neuzeitlichen Individualisierung notwendiger Weise die totale Vereinzelung des Glaubens? Oder schaffen wir es, wenn wir uns erst einmal frei geschwommen haben aus dem Zwang oder Trott der großen Masse, noch einen Schritt weiter zu gehen: Nämlich die neu gewonnene Freiheit dazu zu nutzen, uns von Gott zu einer Gemeinschaft machen zu lassen? Denn das war ja sein ursprünglicher Plan mit Abraham.

Neun Wege in die Vereinzelung?

An unserer Schule arbeiten wir viel mit dem Konzept der „Neun Wege Gott zu lieben“ des amerikanischen Autors Gary L. Thomas. Die Idee dieses Konzeptes ist es, so der Untertitel des gleichnamigen Buches, „die wunderbare Vielfalt des geistlichen Lebens“ zu entdecken und wertschätzen zu lernen: Jedes Individuum ist verschieden, und wir erleben und begegnen Gott auf unterschiedliche Weise in unserem Leben: Der eine findet Gott eher in der Natur, die andere eher in der Musik, in Aktivismus oder in Kontemplation, in kreativer Freiheit oder in traditioneller Struktur. Unser Wunsch und unser Ziel ist es, dass Schülerinnen und Schüler diese Unterschiedlichkeit und Vielfalt entdecken und wertschätzen lernen: Dass sie neue Wege des geistlichen Lebens ausprobieren, dass sie Berührungsängste abbauen mit Formen geistlichen Lebens, die ihnen unbekannt sind. Und oft gelingt das auch.

Immer öfter mache ich aber die Beobachtung, dass das Konzept der „neun Wege“ missverstanden wird und dann das Gegenteil von dem bewirkt, was es eigentlich will: Anstatt dass man den eigenen Horizont erweitert, neue Formen ausprobiert und sich auf die Vielfalt geistlichen Lebens einlässt, legt man sich auf den „Typ“ fest, der man selbst zu sein meint: Man findet den einen Weg (oder auch zwei), die dem eigenen Geschmack, der eigenen Prägung, dem eigenen Charakter am meisten entspricht, und konzentriert sich fortan ganz auf diesen. Denn, so meint man, nur dort ist man wirklich authentisch und natürlich, während die anderen acht Wege jetzt als fremd und gezwungen erscheinen: „Das ist halt nicht mein Stil“, höre ich dann oft, „das ist nicht mein Weg zu Gott“, oder: „ich mache lieber mein eigenes Ding, das, was mir wirklich entspricht“.

Immer schwerer wird es, gemeinsame Wege des geistlichen Lebens zu finden, an denen sich viele – oder sogar alle – beteiligen. So werden die „neun Wege zu Gott“, die eigentlich einer größeren Vielfalt, einem besseren Miteinander und einer Erweiterung des Horizonts dienen sollen, am Ende zu einem Weg in die geistliche Vereinzelung. Weil „jeder nur noch auf seinen Weg sieht“, wie es schon in Jesaja 53,6 heißt. Eine missverstandene Individualität, die nicht zur Gemeinschaft befähigt, sondern am Ende Gemeinschaft verhindert. Oder eben nur noch auf kleine Gruppen Gleichgesinnter begrenzt.

Zwischen Zwang und Beliebigkeit

Im Dezember 2018 haben wir uns als Schule auf ein ungewöhnliches Experiment eingelassen: Jahrgangs- und fächerübergreifend haben wir in Arbeitsgruppen an Konzepten für die Gestaltung unseres gemeinsamen geistlichen Lebens gearbeitet. Unsere Frage: Wie kann es gelingen, an einer Schule mit fast 150 Schülerinnen und Schülern Formen gemeinsamen geistlichen Lebens zu finden, die der Individualität und Vielfalt unserer Schülerschaft entsprechen und dennoch auch Gemeinsamkeit und Gemeinschaft ermöglichen?

Schon nach wenigen Tagen wurde uns klar: Das ist eine herausfordernde und langfristige Aufgabe. Immer wieder wurde in den Gesprächen deutlich, dass wir uns zwischen zwei extremen Polen bewegen: Auf der einen Seite fürchten wir uns vor dem Zwang, an Veranstaltungen oder Angeboten geistlichen Lebens teilnehmen zu müssen, zu denen wir keine Lust haben, zu müde sind, die nicht unserem eigenen Stil oder unserem Weg Gott zu lieben entsprechen. Oder die uns einfach nichts bringen. Auf der anderen Seite aber fürchten wir eine Beliebigkeit, in der jeder nur noch dann am gemeinschaftlichen Leben teilnimmt, wenn er oder sie dazu gerade Lust hat oder wenn alles genau so ist, wie man es erwartet oder sich wünscht.

Beide Extreme können auf Dauer nicht funktionieren. Zwischen ihnen aber liegt der schwierige Weg der „freiwilligen Verbindlichkeit“: Ich lasse mich auf Formen gemeinsamen Lebens ein, die vielleicht nicht immer meine eigenen sind und die auch nicht immer meiner momentanen Seelenlage entsprechen. Die es mir aber ermöglichen, Teil einer größeren Gemeinschaft zu sein und zu werden. Dafür muss ich sogar zwangsläufig Abstriche machen an meiner eigenen Individualität und Freiheit. Und noch mehr: Ich tue das nicht nur hin und wieder, punktuell oder je nach Tageslaune, sondern ich tue es mit Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit. Nicht weil ich dazu gezwungen werde oder weil es Sanktionen und Strafen gibt, wenn ich es nicht tue, sondern weil ich mich selbst dazu entschlossen habe. Und weil ich es einüben möchte, verbindlich in Gemeinschaft zu leben. „Verbindlich“ (das Wort gründet sich auf das alte biblische Wort „Bund“) heißt: weder gezwungen noch beliebig, sondern aus einer frei gewählten, aber definitiv getroffenen Selbstverpflichtung. Ich handele als Individuum und binde mich dennoch an eine Gemeinschaft.

Noch einmal: Die Bibel

In den Erzählungen der Bibel finden wir beides: Eine Wertschätzung der Individualität und eine Wertschätzung der Gemeinschaft. Eine wichtige Beobachtung ist dabei, dass das Ziel der Individualisierung in der Bibel nicht die Vereinzelnung, sondern die Befähigung zur Gemeinschaft ist. Wir sehen das nicht nur am Beispiel Abrahams, sondern auch in weiteren zentralen Persönlichkeiten der biblischen Tradition: Die Geschichten von Joseph (Genesis 37-50) und von Moses (Exodus 1 – Deuteronomium 34) berichten von einzelnen Persönlichkeiten, deren Lebensweg zunächst herausführte aus dem vertrauten Kreis von Familie und Tradition. In beiden Fällen stand jedoch am Ende der Geschichte die Rettung der ganzen Familie bzw. des ganzen Volkes. David, der große König Israels, wird vom Propheten Samuel aus dem Kreis seiner älteren Brüder herausgerufen und ausgewählt, der zukünftige König Israels zu sein (1. Samuel 16). Sein Ziel war es jedoch nicht, durch das neue Amt der eigenen Familie oder dem eigenen Stamm zu Vorteilen zu verhelfen, sondern die zwölf Stämme Israels zu vereinen (2. Samuel 5). Überhaupt erzählt das ganze Alte Testament nicht in erster Linie die Geschichte von einzelnen Menschen, die gerettet wurden oder das Glück im Leben fanden, sondern die Geschichte eines Volkes, das von Gott berufen, bewahrt und schließlich gerettet wurde.

Jesus und die Gemeinde

Im Neuen Testament wiederholt sich das Abraham-Prinzip: Auch Jesus ruft seine Jünger einzeln aus ihren vertrauten Familien heraus (Matthäus 4,18-22). In einem ungewöhnlich scharfen Wort sagt Jesus, dass nur der sein Jünger werden kann, der Vater und Mutter verlässt (Lukas 14,26). Im Christentum der Moderne wurde daraus oft ein Bild von Nachfolge abgeleitet, das die „Beziehung des Einzelnen zu Jesus“ betont. Aber in Wirklichkeit ruft Jesus sein Jünger zwar heraus aus ihren gewohnten Beziehungen, er ruft sie jedoch zugleich hinein in eine neue Gemeinschaft: in den Kreis der Jünger und in die Gemeinde. Auch hier bleibt es nicht bei der Bekehrung des Einzelnen. Das große Ziel ist die Entstehung der Gemeinde.

Die verschiedenen Evangelisten machen dies auf verschiedene Weise deutlich: Matthäus ist dabei der einzige, der das Wort „Gemeinde“ benutzt. Hier redet Jesus ausdrücklich davon,

dass er „eine Gemeinde bauen“ (Matthäus 16,18) will: Als sein Jünger Petrus zum ersten Mal den Glauben bekennt, dass Jesus der Messias ist, hätte Jesus ja sagen können: „Herzlichen Glückwunsch, Petrus, du hast das Ziel erreicht. Du hast die Wahrheit erkannt. Du hast den richtigen Glauben angenommen. Du hast die Eintrittskarte zum Himmelreich.“ Aber für Jesus ist mit dem persönlichen Bekenntnis des Petrus nicht das Ziel erreicht, sondern allenfalls der Grundstein (griechisch und hebräisch: „Petros“) gelegt: Denn jetzt beginnt erst das eigentliche Projekt: der Bau der Gemeinde. Petrus bekommt nicht die Eintrittskarte zum Himmelreich, sondern den Schlüssel. Es geht also nicht nur darum, dass er selbst hineinkommt, sondern dass er anderen den Weg öffnet. Die Gemeinde ist das Ziel.

Der Evangelist Lukas macht dieses größere Ziel dadurch deutlich, dass er seinem Evangelium noch ein ganzes zweites Buch folgen lässt: die Apostelgeschichte, in der die Entstehung und Ausbreitung der Gemeinde Jesu beschrieben wird. Und auch Paulus macht es in seinen Briefen immer wieder klar, dass der persönliche Glaube an Jesus zwar der wichtigste Schritt zur Errettung ist (Römer 10,9; Galater 2,15-20), dass aber der Aufbau der Gemeinde das größere Ziel ist, in dessen Dienst der Einzelne gestellt ist, wenn er einmal zum Glauben gekommen ist (1. Korinther 3,1-17; 12,4-27; 14,12; Epheser 5,25-27; Kolosser 1,16-18). Und schließlich zeichnet auch das Buch der Offenbarung nicht das vertraute Bild von Engelchen im Himmel, die vereinzelt auf ihren Wolken sitzen und Harfe spielen, sondern Bilder von einer Stadt und von einer „großen Schar“ im Himmel (Offenbarung 7,9; 22,2.10). Gott möchte uns nicht nur zu Christen machen. Er möchte uns zu einem Volk machen. Zu einer Gemeinde. Die Frage ist also am Ende nicht, ob ich Gemeinde brauche oder ob Gemeinde mir etwas bringt, sondern ob ich bereit bin, mich diesem großen Projekt Gottes anzuschließen.

Ekklesia: Aus der Welt oder in die Politik?

Das griechische Wort für Gemeinde, das in der Bibel verwendet wird, lautet „ekklesia“. Es besteht aus den beiden Worten „ek“ (heraus) und „kaleo“ (rufen). Die Gemeinde besteht also aus „Herausgerufenen“. In den Anfangszeiten des Pietismus, geprägt durch die Denkweise der Moderne, verstand man dieses Wort oft so: Christen werden „herausgerufen“ aus der Welt, aus ihren Beziehungen, aus der Gesellschaft, um sich in der Gemeinde zu versammeln. Gemeinde wurde so oft ein Ort der Abgrenzung von der Welt, ein Ort des frommen Rückzugs. Eine falsche Engführung des Wortes, denn in der Bibel wird das Wort „ekklesia“ nirgends mit dem „Herausrufen aus der Welt“ verknüpft.

Im Gegensatz dazu wird das Wort in neuerer Zeit gerne von der antiken griechischen Politik her gedeutet: Dort nämlich bezeichnete es die Bürgerversammlung der Wahlberechtigten. Man schließt daraus, dass die Gemeinde vor allem eine politische und gesellschaftliche Aufgabe habe. Aber auch das ist eine Engführung. Die Sprachwissenschaftler nennen diesen Denkfehler „totality transfer“: Die Bedeutung eines Wortes wird davon abgeleitet, was dieses Wort in anderen Zusammenhängen und Kontexten bedeutet. Nur weil das Wort im Kontext der griechischen Demokratie die Bürgerversammlung bezeichnet, muss dies im jüdisch geprägten Neuen Testament nicht ebenfalls der Fall sein. Blickt vielmehr man genauer hin, dann sieht man: Diese Bedeutung der politischen „Bürgergemeinde“ hat das Wort im Neuen Testament nirgends.

Warum also wird die Gemeinde in der Bibel als „die Herausgerufenen“ bezeichnet? Der Gebrauch des Wortes geht nicht auf die griechische Politik, sondern schon auf das Alte Testament zurück: Das Volk Israel, das von Gott gerufen wurde, wird schon im griechischen Alten Testament, also lange vor Entstehung des Neuen Testaments, schon als „ekklesia“ bezeichnet. Und dieser Name geht natürlich zurück auf die Geschichte von Abraham und seinen Nachkommen, die von Gott gerufen wurden, ein Volk zu werden. Es ist der Ruf heraus aus der Vereinzelung und hinein in die Gemeinschaft, der hinter dem Begriff der „ekklesia“ steht. Als das Volk Israel zusammen in der Wüste unterwegs war, wurde dieses Bild ganz augenscheinlich deutlich: „ekklesia“ entstand da, wo die einzelnen Israeliten aus ihren Zelten heraustraten und sich im Lager versammelten, um Gott zu begegnen oder gemeinsam nach

Gottes Weisungen zu handeln (Deuteronomium 4,10). Im späteren Königreich Israel entstand „ekklesia“ da, wo Menschen aus ihren Häusern und aus den einzelnen Teilen des Landes herauskamen, um in Jerusalem gemeinsam Gott anzubeten (1. Chronik 13,1-5; 1. Könige 8,14). Im Neuen Testament wächst diese „ekklesia“ weiter, wo die Jünger aus ihrem Alltag heraus in die Gemeinschaft der Nachfolger Jesu gerufen werden (Matthäus 16,18) und wo weitere Menschen zum Glauben kommen und sich dieser neuen Gemeinschaft anschließen (Apostelgeschichte 2,47). Es ist daher nicht ganz richtig, wenn wir das Pfingstfest (Apostelgeschichte 2) immer wieder als den „Geburtstag der Gemeinde“ bezeichnen. Gottes Gemeinde-Projekt begann schon lange vorher. Es begann mit dem Ruf an Abraham: „Ich will dich zu einem Volk machen“. Und es geht bis heute weiter, da wo Menschen sich rufen und einladen lassen, sich diesem Projekt anzuschließen.

Dieser Ruf ergeht individuell. Er geschieht auf vielen verschiedenen Wegen (es sind vermutlich mehr als neun). Deshalb müssen wir mündige Individuen sein und werden, um ihn wirklich hören zu können. Aber der Ruf fordert uns heraus, einen Schritt weiter zu gehen: Nicht in der Vereinzelung zu bleiben, sondern Teil einer Gemeinschaft zu werden und diese Gemeinschaft mit zu gestalten. Denn die frei gewählte, aber verbindlich gestaltete Gemeinschaft des Individuums mit anderen Individuen ist Gottes Antwort auf die zerstörerischen Tendenzen eines totalitären Kollektivismus einerseits und eines selbstverliebten Individualismus andererseits. Diese Gemeinschaft hatte Gott im Blick, als er zu Abraham sagte:

„Geh heraus aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.“